

Die Fontanas
Wolfgang Berg

HINWEIS ZUR GESTALTUNG

Dieses Buch verbindet historische Personen, Namen und überlieferte Lebensdaten mit literarischer Fiktion. Soweit nicht ausdrücklich als historische Quelle oder belegtes Ereignis gekennzeichnet, sind Handlungen, Dialoge, Gedanken, Gefühle und einzelne Lebensumstände literarisch gestaltet oder frei erfunden.

Die Darstellung erhebt keinen Anspruch auf eine lückenlose oder wissenschaftlich-biografische Wiedergabe der Lebensgeschichten der genannten Personen. Die Verwendung historischer Namen und Daten dient der literarischen Gestaltung dieser Familiensaga.

Vielleicht werden Sie beim Lesen an der einen oder anderen Stelle denken: „Das kommt mir bekannt vor!“ Das ist durchaus möglich. Denn manches, was in dieser Geschichte geschieht, hat seinen Ursprung in überlieferten Bräuchen und Lebenswelten. Die konkrete Geschichte jedoch gehört den Figuren dieses Romans.

Dieses Buch möchte daher beides sein: eine Reise von einer längst vergangenen Zeit bis hin zur Gegenwart und zugleich eine frei erfundene Geschichte, in der sich historische Überlieferung und literarische Vorstellung miteinander verbinden.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und beim Eintauchen in diese längst vergangene Welt.

DIE FONTANAS

Historische Familiensaga

von

WOLFGANG BERG



© 2026 Wolfgang Berg

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter:
Wolfgang Berg, Heide 165, 03185 Drachhausen, Germany .

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: berg.wolfgang@t-online.de

ISBN: 978-3-567-01689-9



KAP. 1

DER AUFBRUCH

Lavertezzo, 1. November 1648

Der Sturm hatte in der Nacht die letzten Blätter von den Eichen gerissen. Am Morgen lagen sie nass und schwer auf den Wiesen, und zwischen den knorrigen Stämmen hing Nebel. Er kroch aus dem Tal herauf, schob sich zwischen die Häuser und legte sich wie ein graues Tuch über die steilen Hänge. Nur die Verzasca ließ sich davon nicht beeindrucken. Der Fluss rauschte unterhalb des Dorfes zwischen den Felsen hindurch, dunkel und kalt, geschwollen vom Regen der vergangenen Tage. Giovanni Fontana stand vor seinem Haus und betrachtete den Weg.

Er war fünfunddreißig Jahre alt und hatte in seinem Leben gelernt, den Himmel zu lesen, bevor er eine Handvoll Heu wendete oder eine Ziege auf die Weide trieb. Er wusste, wann Regen kam, wann der Schnee liegen bleiben würde und wann der Fluss gefährlich wurde.

An diesem Morgen wusste er nur eines: Sie mussten fort.

Hinter ihm öffnete sich die Tür.

„Giovanni.“

Er drehte sich um.

Maria stand im Türrahmen. Sie trug ihr dunkles Wollkleid, darüber einen groben Mantel. Ihr Haar war unter einem Tuch verborgen. In einer Hand hielt sie einen kleinen Beutel.

„Ist alles bereit?“

Giovanni nickte.

„Fast.“

Maria sah zum Wagen. Es war kein Wagen, wie ihn wohlhabende Bauern besaßen. Es war ein einfacher Holzschlitten, den Giovanni aus alten Brettern und Kufen zusammengebaut hatte. Darauf lagen Decken, Säcke mit Mehl, Käse, getrocknetes Fleisch, ein wenig Werkzeug und das Wenige, was ihnen geblieben war.

Maria trat neben ihn.

„Du hast nicht geschlafen.“

„Du auch nicht.“

„Ich habe die Kinder schlafen hören.“

Giovanni sah zum Haus. Hinter einem Fenster bewegte sich ein Schatten.

„Sie wissen noch nicht, was heute geschieht.“

Maria antwortete nicht. Sie wusste, dass Giovanni recht hatte. Für die Kinder war dies eine Reise.

Für Giovanni war es eine Flucht.

Er legte beide Hände auf die Kufen des Schlittens.

„Wenn wir jetzt nicht gehen, kommen wir nicht mehr über den Pass.“

Maria sah ihn an.

„Und wenn wir gehen?“

Giovanni schwieg. Sie brauchte keine Antwort.

Vor ihnen lagen die Berge. Hinter den Bergen lag eine Welt, die keiner von ihnen kannte.

Maria öffnete den Beutel in ihrer Hand.

„Ich habe etwas eingepackt.“

Giovanni sah hinein. Ein Stück Brot. Ein Messer. Ein Rosenkranz. Und darunter, sorgfältig in Stoff gewickelt, etwas Hartes. Er zog es heraus. Das alte Porträt.

Giovanni starrte seine Frau an.

„Das willst du mitnehmen?“

„Ja.“

„Maria, wir können nicht alles mitnehmen.“

„Das weiß ich.“

„Dann lass es hier.“

Sie nahm ihm das Bild aus der Hand.

„Nein.“

Giovanni wollte widersprechen, doch er sah den Ausdruck in ihrem Gesicht und schwieg.

Seit Maria in diesem Haus lebte, hatte sie sich vor dem Porträt des alten Mannes gefürchtet und zugleich von ihm angezogen gefühlt. Niemand wusste genau, wann es gemalt worden war. Niemand

kannte den Namen des Mannes mit Sicherheit. In der Familie hieß es nur, er sei einer der Vorfahren gewesen. Für Giovanni war er ein Fremder. Für Maria war er Erinnerung.

Sie wickelte das Bild wieder ein und schob es unter ihren Mantel.

„Er gehört zu uns.“

Giovanni sah über ihre Schulter hinweg zum Haus.

„Vielleicht ist genau das unser Problem.“

Maria antwortete nicht.

Aus dem Inneren des Hauses kam ein Geräusch. Dann öffnete sich die Tür. Luca trat heraus.

„Vater?“

Giovanni wandte sich ihm zu.

Der Junge war vielleicht zehn Jahre alt. Sein Mantel war zu groß, die Schuhe waren alt, und die Wangen waren rot von der Kälte. Hinter ihm kamen Chiara und Matteo.

„Warum stehen wir hier?“, fragte Luca.

Giovanni ging in die Hocke.

„Wir machen eine Reise.“

Luca sah den Schlitten an.

„Wohin?“

Giovanni blickte zu Maria.

Sie sagte nichts.

„Nach Norden“, antwortete er.

„Wie weit?“

„Sehr weit.“

„Bis nach Locarno?“

„Weiter.“

Luca dachte nach.

„Bis Bellinzona?“

„Weiter.“

„Bis Mailand?“

Giovanni musste lächeln.

„Noch weiter.“

Die Kinder sahen einander an.

„Bis in die deutschen Lande?“, fragte Chiara.

Giovanni erstarrte.

Maria senkte den Blick.

Sie hatte mit den Kindern von den Ländern hinter den Alpen nie gesprochen.

„Wer hat euch davon erzählt?“

Luca zuckte mit den Schultern.

„Der Mann.“

Giovanni spürte, wie sich sein Magen zusammenzog.

Der Mann.

Seit drei Wochen verfolgte ihn dieser Fremde in seinen Gedanken. Immer wieder sah Giovanni ihn vor sich, wie er an jenem Abend durch die Dämmerung auf seinen Hof gekommen war. Die Kleidung voller Schlamm, das Gesicht müde und angespannt. Immer wieder hatte er sich umgesehen, als erwarte er jeden Augenblick, dass jemand aus der Dunkelheit auftauchte.

Wer bist du?, hatte Giovanni sich damals gefragt.

Doch der Fremde hatte seinen Namen nicht genannt. Auch nicht, wer ihn geschickt hatte. Er hatte nur eine einzige Sache gesagt:

„Wenn du deine Familie retten willst, musst du fort.“

Giovanni hatte ihm nicht geglaubt.

Nicht sofort.

Zu viele Menschen hatten in den vergangenen Jahren von Hoffnung gesprochen und am Ende doch nur Leid gebracht. Nach all den Jahren des Krieges war Vorsicht zu einer Art Überlebenskunst geworden.

Doch der Fremde hatte weitergeredet.

Er hatte von Höfen jenseits der Alpen erzählt. Von fruchtbarem Land und Arbeit. Von Menschen, die nach den langen Jahren des Krieges wieder aufbauten, was zerstört worden war. Und von Männern aus dem Süden, die dort eine neue Heimat gefunden hatten.

Giovanni hatte aufmerksam zugehört.

„Wer?“, hatte er schließlich gefragt. „Wer ist dort?“

Da hatte der Fremde einen Namen genannt.

„Gotthold Schmied.“

Giovanni war für einen Augenblick wie erstarrt gewesen.

Gotthold.

Sein alter Jagdfreund.

Ein Mann, den er seit Langem nicht mehr gesehen hatte.

Doch gerade deshalb hatte Giovanni dem Fremden nicht glauben wollen. Gotthold und er hatten doch gemeinsam überlegt, nach Deutschland zu gehen. Gemeinsam. Irgendwann, wenn der Krieg vorbei war und es wieder möglich sein würde, ein neues Leben zu beginnen.

Warum sollte Gotthold einfach gegangen sein?

„Er ist schon vor längerer Zeit über die Alpen gegangen“, hatte der Fremde gesagt. „Er hat dort Arbeit gefunden.“

Giovanni hatte ihn misstrauisch angesehen.

„Woher willst du das wissen?“

Der Fremde hatte nur kurz gezögert.

„Er hat mir aufgetragen, dir etwas auszurichten.“

Giovanni hatte den Atem angehalten.

„Was?“

Der Fremde war näher getreten und hatte leiser gesprochen.

„Wenn ich bei dir vorbeikomme, soll ich dir sagen, dass du ihm folgen sollst.“

Jetzt, drei Wochen später, standen diese Worte wieder zwischen Giovanni und seinen Kindern.

Der Mann.

Und Gotthold.

Giovanni sah Luca an. Zum ersten Mal fragte er sich, ob der Fremde vielleicht doch die Wahrheit gesagt hatte.

Und wenn er die Wahrheit gesagt hatte, stellte sich eine andere Frage:

Warum hatte Gotthold ihn nicht selbst geholt?

Seit jener Nacht ließ Giovanni der Gedanke nicht mehr los. In die deutschen Lande. Ein Begriff. Mehr war es nicht. Aber manchmal genügte das, um ein Leben zu verändern.

„Und was liegt hinter den Bergen?“, fragte Luca.

„Die deutschen Lande“, antwortete Giovanni.

„Ist das ein Land?“

Giovanni zögerte.

„Nicht so, wie du dir ein Land vorstellst.“

Giovanni sah seinen Sohn an.

„Es sind viele: Kurfürstentümer, Herzogtümer oder Grafschaften.“

„Gibt es dort auch Berge?“

„Natürlich.“

„Höhere als hier?“

Giovanni lächelte.

„Das wirst du selbst herausfinden.“

Die Kinder lachten. Giovanni wandte sich ab. Er wollte nicht, dass sie sahen, was in seinem Gesicht stand. Maria bemerkte es trotzdem. Sie trat zu ihm.

„Giovanni.“

Er sah sie an.

„Wir müssen los.“

„Ich weiß.“

„Jetzt.“

Er nickte. Dann ging er noch einmal ins Haus. Es war still. Zu still.

Der Tisch war abgeräumt. Das Feuer im Herd war fast erloschen. An der Wand hing das Werkzeug, das sein Vater benutzt hatte. Auf dem Regal standen zwei Schalen, die schon seiner Mutter gehört hatten. Giovanni nahm eine davon in die Hand. Er dachte an all die Jahre, in denen er geglaubt hatte, dieses Haus würde immer sein Zuhause bleiben. Er stellte die Schale zurück. Dann blieb er stehen.

Auf dem Tisch lag ein Stück Holz. Er kannte die Kerbe darin. Sein Vater hatte sie gemacht, als Giovanni ein Junge gewesen war. Eine

kleine Markierung. Ein Zeichen dafür, dass etwas repariert werden musste.

Giovanni strich mit dem Daumen darüber. Dann ging er hinaus. Maria wartete.

„Bereit?“, fragte er.

Sie nickte. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein.“

Giovanni sah sie an.

„Ich habe Angst.“

Er blickte auf die Kinder. Dann auf die Berge.

„Ich auch.“

Maria hatte diese Antwort nicht erwartet.

Giovanni nahm ihre Hand.

„Aber wir gehen trotzdem.“

Sie drückte seine Finger.

„Und wenn du dich irrst?“

Er sah sie lange an. Das war die Frage, die ihn jede Nacht wachgehalten hatte. Was, wenn der Fremde gelogen hatte? Was, wenn die Wege zu sehr verschneit waren? Was, wenn sie in den Bergen eingeschlossen wurden? Was, wenn sie unterwegs auf Männer trafen, die ihnen alles abnahmen? Und was, wenn Teutschland überhaupt nicht das war, was Giovanni sich darunter vorstellte?

Er konnte Maria darauf keine Antwort geben. Also sagte er:

„Dann finden wir einen anderen Weg.“

Maria nickte.

„Gut.“

Giovanni nahm den Griff des Schlittens.

„Kommt.“

Die Kinder gingen hinter ihnen.

Luca drehte sich noch einmal um.

„Vater.“

„Was?“

„Kommen wir wieder zurück?“

Giovanni blieb stehen. Für einen Augenblick hörte er nur die Verzasca. Dann sah er auf das Haus.

Er hätte seinem Sohn eine einfache Antwort geben können. Ja. Aber er wusste, dass es eine Lüge gewesen wäre.

„Ich weiß es nicht“, sagte er.

Luca sah ihn verwundert an.

Giovanni ging zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Aber egal, was geschieht – wir bleiben zusammen.“

Der Junge nickte. Dann gingen sie weiter. Der Weg führte aus dem Dorf hinaus. Feuchtes Laub klebte an ihren Schuhen. Der Nebel wurde dichter. Die Häuser verschwanden hinter ihnen.

Giovanni hörte Maria hinter sich atmen. Die Kinder sprachen leise miteinander. Er selbst sagte nichts.

Nach einigen hundert Schritten blieb Luca plötzlich stehen.

„Vater!“

Giovanni drehte sich um.

Der Junge zeigte zurück. Durch den Nebel war das Rustico noch einmal zu sehen. Nur für einen Augenblick. Dann verschwand es. Giovanni wollte weitergehen. Doch Maria stand neben ihm. Sie hatte das Porträt unter ihrem Mantel fest an sich gedrückt.

„Jetzt“, sagte sie leise.

Giovanni nickte. Und sie gingen.

*

Der Weg aus dem engen Verzascatal hinaus war mühsam. Der Schlitten ließ sich auf den steinigen Wegen nur schwer ziehen. Mehrmals musste Giovanni ihn anheben, wenn eine Kufe zwischen den Steinen hängen blieb.

Am Nachmittag begann es zu schneien. Zuerst waren es nur einzelne Flocken. Dann wurden es mehr. Maria zog den Mantel enger um ihren Körper.

„Wie weit noch?“

Giovanni blickte auf die Berge.

„Wir müssen bis zum Abend einen geschützten Platz finden.“

„Und danach?“

„Morgen gehen wir weiter.“

„Das war nicht meine Frage.“

Giovanni sah sie an. Maria meinte Teutschland.

Er wusste es.

„Bis Disentis“, sagte er.

„Und dann?“

„Dann sehen wir weiter.“

Maria schwieg. Giovanni wusste, dass sie seine Antwort nicht mochte.

Aber sie war die einzige, die er geben konnte.

*

Am dritten Tag ihrer Reise erreichten sie das Bleniotal. Die Landschaft hatte sich verändert. Das Tal war breiter geworden. Die Berge

standen noch immer wie Mauern zu beiden Seiten, doch die Wege waren besser. Sie begegneten Bauern, Fuhrleuten und einzelnen Reisenden.

Giovanni sprach mit niemandem länger als nötig. Er hatte gelernt, vorsichtig zu sein. Als ein bewaffneter Mann ihnen auf dem Weg entgegenkam, zog Giovanni den Schlitten näher an den Rand. Der Mann blieb stehen.

Sein Blick wanderte über die Familie.

„Woher?“

Giovanni antwortete:

„Aus dem Tal.“

„Wohin?“

Giovanni zögerte.

„Nach Norden.“

Der Mann sah ihn lange an.

Dann ging er weiter.

Erst als er außer Hörweite war, atmete Maria wieder auf.

„Du hast ihn angelogen.“

„Ich habe ihm nicht die Wahrheit gesagt.“

„Ist das etwas anderes?“

Giovanni sah sie an.

„Auf dieser Reise wird es das sein müssen.“

Maria sagte nichts.

Doch Giovanni bemerkte, dass sie von diesem Augenblick an häufiger hinter sich blickte.

Je höher sie kamen, desto kälter wurde es. Der Weg zum Lukmanier lag vor ihnen. Giovanni wusste, dass der Pass eine der alten Verbindungen über die Alpen war. Reisende benutzten ihn seit Generationen. Aber im November war jeder Schritt ein Wagnis.

Am Abend fanden sie Schutz in einem einfachen Gebäude am Weg. Ein Mann, der dort Reisende versorgte, betrachtete ihre erschöpften Gesichter.

„Ihr wollt über den Pass?“

Giovanni nickte.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Bei diesem Wetter?“

„Wir müssen.“

Der Mann musterte ihn.

„Müssen und können sind nicht dasselbe.“

Giovanni antwortete nicht.

Der Mann sah zu den Kindern.

„Ihr habt Kinder dabei.“

„Ja.“

„Dann wartet.“

Giovanni blickte hinaus in den Schnee.

„Wie lange?“

„Bis das Wetter besser wird.“

Giovanni wusste, dass er keine Wahl hatte. Die Familie blieb.

In dieser Nacht schliefen die Kinder zum ersten Mal seit Tagen wieder in einem warmen Raum. Giovanni selbst blieb lange wach. Er saß am Feuer und betrachtete seine Hände. Rissige Haut. Schmutz unter den Fingernägeln. Eine kleine Narbe über dem Daumen. Hän-

de eines Bauern. Keine Hände eines Reisenden. Keine Hände eines Mannes, der wusste, wie man ein neues Leben begann.

Maria setzte sich neben ihn.

„Du denkst wieder.“

„Ich denke immer.“

„Das ist dein Problem.“

Giovanni lächelte.

„Und deines.“

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter. Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte Maria:

„Glaubst du wirklich, dass es dort besser wird?“

Giovanni sah in die Flammen.

„Nein.“

Maria hob den Kopf.

Er sah sie an.

„Ich glaube nur, dass es dort anders sein könnte.“

„Das reicht dir?“

„Für die Kinder muss es reichen.“

Maria nahm seine Hand.

„Dann gehen wir weiter.“

Draußen fiel Schnee. Der Winter legte sich über die Berge. Und irgendwo hinter ihnen lag Lavertezzo. Irgendwo vor ihnen lag Deutschland. Dazwischen lag ein Weg, den Giovanni noch nicht kannte. Aber am nächsten Morgen würde er ihn betreten. Und keiner von ihnen wusste, dass diese Reise nicht nur ihr eigenes Leben verändern würde. Sie würde das Schicksal der Fontanas für Generationen bestimmen.

KAP. 2

DER GRENZÜBERTRITT

Es war die letzte Nacht des Jahres 1648. Über den Bergen lag ein klarer Himmel, und der Schnee reflektierte das fahle Licht des Mondes. Giovanni Fontana führte seine Familie durch das Grenzgebiet. Maria hielt Chiara und Matteo an den Händen, während Giovanni den kleinen Luca trug. Der Junge war erschöpft und in mehrere Bärenfelle gewickelt.

Hinter ihnen lag Lavertezzo. Das Haus. Die Felder. Der Stall. Und die Gräber ihrer Vorfahren.

Giovanni Fontana zwang sich, nicht zurückzusehen. Vor ihnen lag Teutschland. Nur wenige Meilen noch. Wenige Meilen bis zu dem Land, in dem er für Maria und die Kinder eine Zukunft finden wollte. Eine Zukunft, die ihnen in der Heimat nicht mehr möglich schien.

Aber diese letzten Meilen waren die gefährlichsten. Die Grenze war kein Strich auf einer Karte. Sie war eine Reihe von Männern mit Gewehren, Fackeln und Befehlen. Männer, die Fragen stellten. Männer, die entscheiden konnten, wer weiterging und wer nicht.

„Leiser“, flüsterte Giovanni.

Die Familie bewegte sich abseits der Wege durch den Schnee. Unter ihren Schuhen knackte das Eis. Jedes Geräusch schien in der nächtlichen Stille viel zu laut. Maria sah ihren Mann an.

„Wie weit?“

„Nicht mehr weit.“

Er wusste nicht, ob es stimmte.

Dann blieb er abrupt stehen. Ein Geräusch. Stimmen.

Giovanni hob die Hand. Alle erstarren. Durch die Bäume drang das Knirschen von Stiefeln. Eine Patrouille.

Maria zog Chiara und Matteo an sich. Giovanni bedeutete Luca, ihm zu folgen, und führte ihn ein Stück vom offenen Gelände fort.

Dann geschah es.

Luca trat auf eine vereiste Stelle. Sein Fuß rutschte weg.

„Luca!“

Maria sprang vor. Doch sie war zu spät. Der Junge schlitterte über den abschüssigen Rand und stürzte ins schwarze Wasser. Sein Schrei zerriss die Nacht.

Giovanni dachte nicht nach. Er ließ alles fallen und sprang.

Die Kälte traf ihn wie ein Schlag. Das Wasser nahm ihm den Atem. Es drang durch Mantel und Hemd, schnürte ihm Brust und Arme zusammen. Für einen Moment wusste er nicht mehr, wo oben und unten war.

Dann dachte er an seinen Sohn. Er tastete blind durch die Dunkelheit.

Nichts.

Noch einmal.

Seine Finger berührten Stoff. Einen Arm.

„Luca!“

Giovanni packte zu und riss den Jungen an sich. Er stieß sich vom Grund ab und kämpfte sich nach oben. Luca hustete und schnappte nach Luft.

„Papa!“

„Ich hab dich.“

Giovanni hielt ihn so fest, als könnte er ihn dadurch vor dem Wasser schützen.

Am Ufer sank Maria auf die Knie.

„Gott sei Dank.“

Giovanni schleppte sich mit Luca aus dem Wasser. Seine Hände zitterten bereits. Er wickelte den Jungen in die trockenen Felle, die sie für Notfälle mitgenommen hatten. Eines davon war das Fell des Bären, den Giovanni während der Reise erlegt hatte. Das zog er sich selbst über.

Dann sah er auf.

Die Stimmen. Sie waren näher gekommen.

„Sie kommen!“, flüsterte Maria.

Giovanni blickte über das Gelände. Ein Gebüsch. Dicht. Tief. Vielleicht groß genug für alle.

„Dort!“

Sie krochen durch den Schnee. Maria mit den Kindern zuerst. Giovanni schob sie hinein und folgte als Letzter.

Fackelschein erschien zwischen den Bäumen. Die Männer kamen näher.

Giovanni presste sich an den Boden. Neben ihm zitterte Luca. Maria legte dem Jungen die Hand auf den Mund.

Zu spät.

Ein Husten.

Giovannis Herz setzte einen Schlag aus.

Die Männer blieben stehen.

„Habt ihr das gehört?“

„Was war das?“

Stiefel knirschten im Schnee.

„War das ein Bär?“

Giovanni sah Maria an. Dann fiel sein Blick auf das Fell.

Ein Gedanke kam ihm. Vielleicht war es Wahnsinn. Vielleicht ihre einzige Chance.

Er legte beide Hände vor den Mund und ließ ein tiefes, kehliges Brummen hören. Nicht laut. Aber tief genug.

Die Männer verstummten.

Luca hustete erneut. Giovanni wiederholte das Geräusch. Diesmal klang es tatsächlich wie das Knurren eines großen Tieres.

Ein Mann fluchte.

„Ein Bär.“

„Eine Bärin“, sagte ein anderer. „Mit Jungen.“

Niemand kam näher. Giovanni wagte kaum zu atmen. Die Fackeln bewegten sich langsam rückwärts.

„Nur weg hier.“

„Ja.“

Die tapferen Krieger entschieden sich einstimmig für einen geordneten Rückzug.

Das Licht entfernte sich. Ein Baum verdeckte die letzte Fackel. Dann war die Nacht wieder dunkel.

Erst jetzt atmete Giovanni deutlich aus. Maria legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Du hast ihnen einen Bären vorgemacht.“

Giovanni lächelte. Es war ein erschöpftes, kaum sichtbares Lächeln.

„Nach allem, was ich über diese Tiere weiß“, flüsterte er, „war es vielleicht das erste Mal, dass mir die Jagd das Leben gerettet hat, ohne dass ich einen Schuss abgeben musste.“

Maria lächelte ebenfalls. Doch dann sah sie zu Luca. Der Junge zitterte noch immer. Giovannis Lächeln verschwand.

„Wir müssen weiter.“

Er nahm seinen Sohn auf den Arm.

„Er braucht Wärme.“

Niemand widersprach.

Sie verließen das Gebüsch und setzten ihren Weg durch die Dunkelheit fort. Hinter ihnen verschwanden Lavertezzo und alles, was sie dort zurückgelassen hatten. Vor ihnen lag Teutschland. Und irgendwo zwischen ihnen und diesem neuen Leben warteten noch immer Männer mit Gewehren.

*

Die Nacht schien kein Ende zu nehmen. Immer wieder blieben sie stehen, wenn sie irgendwo Stimmen hörten. Mehr als einmal glaubte Giovanni, im Dunkel Fackeln zu erkennen.

Dann tauchten tatsächlich Lichter vor ihnen auf.

Diesmal waren es keine Schweizer Grenzwächter. Bewaffnete Männer kamen auf sie zu.

Giovanni hob langsam die Hände.

„Wir wollen keinen Ärger“, sagte er.

Die Soldaten richteten ihre Waffen auf die Familie. Ein Mann trat vor.

„Wer seid ihr?“

„Eine Familie. Wir kommen aus den Ennetbirgischen Vogteien. Wir suchen Arbeit und eine neue Heimat.“

Der Soldat betrachtete Giovanni, dann Maria und schließlich die Kinder. Sein Blick blieb an Luca hängen, der immer noch in Giovannis Armen lag.

„Was ist mit dem Jungen?“

„Er ist ins Wasser gefallen.“

Der Soldat senkte seine Waffe ein wenig.

„Ihr seid keine Soldaten. Das sehe ich.“

„Nein. Wir sind Bauern.“

Der Mann sah seine Kameraden an. Einer von ihnen nickte.

„Dann habt ihr Glück gehabt.“

Giovanni verstand nicht.

Der Soldat erklärte:

„Wir sichern hier die Grenze und überwachen die Bewegungen von Truppen. Wir wissen nicht immer, wer nachts aus den Bergen kommt.“

Er betrachtete die Familie noch einmal.

„Aber ihr könnt weiter.“

Giovanni verbeugte sich leicht.

„Danke.“

Als sie sich abwenden wollten, rief der Soldat ihnen nach.

„Einen Moment!“

Giovanni drehte sich um.

„Wisst ihr eigentlich, ob das neue Jahr schon begonnen hat?“

Giovanni blickte zum Himmel. Über ihnen funkelten die Sterne. Er hatte die Orientierung an den Himmelskörpern von seinem Vater ge-

lernt. Sie hatten ihm auf Wanderungen und bei der Jagd oft den Weg gewiesen.

„Wir müssen nahe am Jahreswechsel sein“, antwortete er. „Vielleicht ist es bereits der erste Tag des neuen Jahres.“

Der Soldat grinste.

„Dann sollten wir wohl darauf trinken.“

Giovanni lächelte.

„Das solltet Ihr.“

Einer der Männer hob seine Muskete. Der Schuss krachte in die Nacht. Die Kinder zuckten zusammen. Dann lachten einige der Soldaten.

„Ein gutes neues Jahr!“

Giovanni hob die Hand zum Abschied.

„Euch ebenfalls.“

Sie gingen weiter. Hinter ihnen verhallten Stimmen und Gelächter.

Eine Weile sagte niemand etwas. Dann fragte Maria:

„Woher weißt du eigentlich, dass wir gerade den Jahreswechsel überschritten haben?“

Giovanni deutete nach oben.

„Nicht nur wegen des Sterns.“

Er blieb stehen.

„Siehst du den hellen Stern dort?“

Maria blickte zum Himmel.

„Sirius?“

Giovanni nickte.

„Er hilft mir, die Jahreszeit und die Nacht einzuordnen. Aber ganz sicher kann ich natürlich nicht sagen, welche Stunde es ist.“

Maria lächelte.

„Du musst immer recht haben.“

„Nein.“

Giovanni sah zu Luca hinunter.

„Aber heute Nacht möchte ich wenigstens so tun.“

Maria trat näher und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Und jetzt?“

Giovanni blickte nach vorn. Dort, zwischen den dunklen Bäumen, war ein schwacher Lichtschein zu erkennen. Ein Haus. Ein Fenster war erleuchtet.

„Dort gehen wir hin.“

„Vielleicht wohnen dort Menschen, die uns nicht aufnehmen wollen.“

„Vielleicht.“

Giovanni zog Luca fester an sich.

„Aber wir müssen es versuchen. Der Junge braucht Wärme.“

Sie gingen auf das Licht zu. Mit jedem Schritt wurde es heller. Hinter ihnen verschwanden die Berge langsam in der Dunkelheit. Vor ihnen lag unbekanntes Land.

Und irgendwo dort, jenseits der Grenze, begann das Leben, für das Giovanni alles riskiert hatte.

Als sie vor dem einsamen Haus ankamen, hob Giovanni die Hand. Einen Augenblick zögerte er.

Dann klopfte er.

Im Inneren war es still.

KAP. 3

GOTTHOLDS SPUR

Giovanni schlug mit der Faust gegen die schwere Eichentür. Einmal. Dann noch einmal.

Der dumpfe Klang verschwand irgendwo hinter den dicken Mauern des Hauses. Niemand antwortete. Luca lag noch immer in seinen Armen. Der Junge war so erschöpft, dass er kaum den Kopf heben konnte. Seine Kleidung war klamm, seine Lippen bläulich, und Giovanni spürte die Kälte, die aus dem kleinen Körper in seine eigenen Hände kroch. Er holte erneut aus.

„Warte“, sagte Maria leise.

Giovanni ließ die Hand sinken.

„Es ist halt nicht wie unser Rustici“, sagte er schließlich, mehr zu sich selbst als zu den anderen. „Hier gibt es zwei oder drei Zimmer mehr. Wenn man feiern will, zum Beispiel Silvester, geht man einfach zwei Zimmer weiter. Dann hört man nicht jedes Klopfen.“

Er schüttelte den Kopf.

„So ist es eben in Teutschland.“

Gerade wollte er wieder an die Tür schlagen, als sich das Schloss bewegte. Die Tür öffnete sich.

Ein Mann erschien im Rahmen. Er war mittleren Alters, hatte ein freundliches Gesicht und ein Lächeln, das im flackernden Licht der Laterne fast unwirklich warm wirkte. Sein Blick fiel auf den Jungen. Das Lächeln verschwand.

„Um Gottes willen“, sagte er. „Kommt herein.“

Er trat beiseite.

„Schnell.“

Giovanni zögerte keine Sekunde.

Im Inneren des Hauses schlug ihnen Wärme entgegen. Es roch nach Holzrauch, Kräutern und frisch gebackenem Brot. Eine Frau kam aus dem angrenzenden Raum. Als sie Luca sah, verstand sie sofort.

„Legt ihn hierher.“ Sie deutete auf eine Bank nahe dem Herd. Dann handelte sie. Ohne Fragen zu stellen, nahm sie Luca aus Giovannis Armen, wickelte ihn in mehrere Decken und schickte ihren Mann nach heißem Wasser. Maria half ihr, während Giovanni erschöpft danebenstand und zum ersten Mal seit Stunden das Gefühl bekam, dass sein Sohn nicht verloren war.

Die Frau brachte einen Becher.

„Er muss trinken.“

Luca öffnete die Augen.

„Nur einen Schluck.“

Der Junge trank. Die Wärme des Tees schien sich langsam durch seinen Körper auszubreiten. Seine Finger hörten auf zu zittern.

„So“, sagte die Frau. „Noch einen.“

Giovanni sah sie an.

„Danke.“

„Dafür ist ein Haus da“, erwiderte sie.

Später stellte sich heraus, dass sie Elisabeth hieß. Sie und ihr Mann Franz-Carl führten eine kleine Herberge. Zum Jahreswechsel war kein anderer Gast eingetroffen.

„Wenn ihr möchtet, könnt ihr bleiben“, sagte Elisabeth. „Ihr braucht jetzt ein Bett, keine Straße.“

Giovanni senkte den Kopf.

„Es wäre mir eine Freude.“

In dieser Nacht schliefen Maria, Chiara und Matteo bald tief und fest. Luca wurde in trockene Wollsachen gekleidet und bekam ein Bett nahe dem warmen Herd. Seine Wangen erhielten langsam wieder Farbe.

Giovanni blieb noch lange wach. Das Feuer war fast niedergebrannt, doch hin und wieder knackte ein Holzscheit, und der Funkenregen warf für einen Augenblick tanzende Schatten an die Wände.

Seine Gedanken kehrten zu ihrem Haus zurück. Zu den Bergen, die sie umgaben, und zu den Ennetbirgischen Vogteien. Er fragte sich, warum diese Gebiete südlich der Alpen überhaupt unter der Herrschaft mehrerer eidgenössischer Orte standen. Warum musste ein Land immer Herren haben und Menschen, die ihnen gehorchten? Warum gab es Obrigkeit und Untertanen, als wäre diese Ordnung so selbstverständlich wie der Wechsel der Jahreszeiten?

Er dachte an Teutschland. Würde es dort anders sein? Wahrscheinlich nicht. Eine Obrigkeit blieb eine Obrigkeit, ganz gleich, welche Sprache sie sprach oder welches Wappen sie trug. Und wenn es anders war, würden sie es gewiss bald herausfinden.

Giovanni schloss die Augen. Vor seinem inneren Auge erschienen die Wege, die sie hinter sich gelassen hatten, die Pässe, die Dörfer und die dunklen Wälder. Sie waren weit gegangen. Viel weiter, als er sich je hätte vorstellen können. Und zum ersten Mal fragte er sich, ob der Weg, der vor ihnen lag, nicht noch gefährlicher war als alles, was sie bereits hinter sich gelassen hatten.

Am nächsten Morgen fühlte sich Luca besser.

Einige Tage später war aus dem schwachen Jungen wieder ein Kind geworden, das lachen konnte. Während Elisabeth und Maria in der Küche arbeiteten, saßen Giovanni und Franz-Carl im großen Wohnraum.

„Haben wir es schon?“, fragte der Hausherr.

Giovanni blickte auf.

„Was?“

„Das neue Jahr.“

Giovanni lächelte.

„Wenn Sie den Jahreswechsel meinen, dann bin ich ziemlich sicher, dass wir uns bereits im Jahr 1649 befinden.“

Franz-Carl hob die Augenbrauen.

Giovanni begann zu erklären. Er erzählte vom Sirius, den er am 21. Dezember beobachtet hatte, von seinem Stand am Himmel und von den Berechnungen, die er in den vergangenen Tagen angestellt hatte.

Franz-Carl hörte ihm aufmerksam zu. Als Giovanni geendet hatte, stand der Hausherr auf.

Er ging zum anderen Ende des Raumes und zog einen schweren Vorhang zur Seite. Dahinter befand sich ein Vorratsschrank.

Franz-Carl nahm einen Korb heraus. Flaschen wanderten hinein. Dann folgte ein kleines Fass Bier.

Er stellte alles neben den Kamin.

„Dann“, sagte er und grinste breit, „wird es höchste Zeit, dass wir das Jahr ordentlich begrüßen.“

Er hob eine Flasche.

„Ich bin Franz-Carl. Und meine Frau kennt ihr inzwischen.“

Elisabeth kam aus der Küche.

„Elisabeth“, sagte sie.

„Auf unsere Gäste“, sagte Franz-Carl. „Und darauf, dass sie gesund bleiben.“

Sie stießen an.

Das Essen war reichhaltig. Sauerkraut, Würste und warmes Brot standen auf dem Tisch. In einer schweren Pfanne schmort Bärenfleisch. Der Duft erfüllte das Zimmer.

Draußen lag die Dunkelheit über dem Land. Drinnen flackerte das Feuer. Für ein paar Stunden schien es, als gäbe es keinen Krieg, keine Armut und keine langen Straßen.

Franz-Carl holte schließlich eine Zither hervor.

„Jetzt“, sagte Elisabeth, „kommt der Teil, den ihr nicht verpassen dürft.“

Er begann zu spielen. Die Melodie erzählte von hohen Bergen, einsamen Tälern und Menschen, die ihr Leben zwischen Felsen und Wäldern führten. Elisabeth nahm eine Drehleier und begleitete ihn. Maria lächelte. Giovanni ebenfalls. Und ehe er es verhindern konnte, stand er auf.

„Komm“, sagte Maria.

Sie tanzten. Nicht lange. Aber lange genug, um für einen Augenblick zu vergessen, wie müde sie waren.

Später saßen sie wieder am Feuer. Elisabeth betrachtete ihre Gäste.

„Warum seid ihr eigentlich unterwegs?“

Giovanni schwieg einen Moment. Dann sagte er:

„Wir kommen aus dem Verzascatal.“

Er erzählte von den heimatlichen Ennetbirgischen Vogteien. Von den Bergen, vom grünen Wasser der Verzasca und von den Dörfern aus Stein. Er sprach von der Ponte dei Salti, von den steilen Hängen und von einem Leben, das schön war, aber hart.

„Wir brauchen Land“, sagte er schließlich. „Einen Hof. Eine Zukunft für die Kinder.“

Elisabeth nickte.

„Dann müsst ihr in die Lausitz.“

Giovanni sah sie an.

„Die Lausitz?“

„Dort gibt es Land.“

Sie erzählte ihnen, was sie wusste. Vom Krieg, der dreißig Jahre gedauert hatte. Von Plünderungen und verlassenen Dörfern. Von Feldern, die niemand mehr bestellte, und Höfen, deren Besitzer nicht zurückgekehrt waren. Aber sie erzählte auch von etwas anderem. Menschen kamen zurück. Andere kamen neu. Sie bestellten die Äcker. Sie bauten Häuser wieder auf. Dörfer erwachten. Märkte entstanden.

„Wer arbeiten kann“, sagte Elisabeth, „hat dort vielleicht eine Chance.“

Giovanni sah zu Maria. Eine Chance. Das war mehr, als sie seit langer Zeit gehabt hatten.

„Woher weißt du das alles?“, fragte er.

Elisabeths Gesicht wurde ernster.

„Ich habe einen Sohn.“

Sie blickte zum Fenster.

„Er ist im Krieg in Dradomow geblieben. Manchmal erreicht uns eine Nachricht mit der Postkutsche.“

Sie lächelte traurig.

„Nicht oft genug.“

*

Die Fontanas blieben. Wochen vergingen, bis erste deutliche Knospen und frisches Grün den Winter vertrieben. Schnee verschwand von den Wegen, und die ersten Blumen erschienen zwischen den Gräsern. Vögel kehrten zurück. Luca war wieder gesund. Chiara und Matteo spielten vor dem Haus.

Giovanni begann, an die Weiterreise zu denken. Als sie schließlich aufbrachen, standen Elisabeth und Franz-Carl vor der Herberge. Sie gaben ihnen ein Päckchen mit.

„Für unseren Sohn“, sagte Elisabeth. „Carl Lehmann.“

Giovanni nahm es entgegen und steckte es sorgfältig ein.

„Ich werde es ihm bringen.“

Der Handwagen setzte sich in Bewegung. Die Kinder gingen nebenher. Maria hielt Luca an der Hand. Giovanni zog den Wagen. Sie hatten kaum die ersten Schritte getan, als Elisabeth ihnen nachrief:

„Wartet!“

Giovanni drehte sich um.

Die Wirtin war einige Schritte auf sie zugekommen. Sie schien nach etwas zu suchen, das tief in ihrer Erinnerung verborgen lag.

„Vor ungefähr einem Vierteljahr war schon einmal eine Familie aus der Schweiz hier bei uns“, sagte sie. „Schmied hieß sie. Ihnen hatten wir Dradomow in der Lausitz auch empfohlen und ein Päckchen für meinen Sohn mitgegeben.“

Giovanni blieb stehen.

„Wie hieß der Mann?“

Elisabeth schüttelte langsam den Kopf.

„Den Vornamen weiß ich nicht mehr.“

„Versucht Euch zu erinnern.“

Sie runzelte die Stirn.

„Es war ein ungewöhnlicher Name.“

Giovanni wartete. Dann sagte er:

„Gotthold?“

Elisabeths Gesicht hellte sich auf.

„Ja.“

Das Wort traf Giovanni mit einer Wucht, die er selbst nicht erwartet hatte.

„Gotthold“, wiederholte Elisabeth. „Genau. So hieß er.“

Für einen Augenblick hörte Giovanni nichts mehr. Nicht das Knirschen der Wagenräder, nicht die Stimmen der Kinder, nicht den Wind.

Gotthold.

Er sah wieder die Felsen vor sich. Viele Jahre war es her. Sie hatten gemeinsam gejagt. Giovanni war jung gewesen, zu ungeduldig und zu sicher seiner eigenen Kraft. Er hatte ein angeschossenes Tier verfolgt und dabei nicht bemerkt, wie brüchig der Boden unter seinen Füßen geworden war.

Dann war er gestürzt.

Er erinnerte sich noch an den Schmerz, an den Abgrund unter sich und an seine Hände, die keinen Halt fanden. Und an Gotthold. Gotthold hatte ihn nicht einfach heraufgeholt. Er war zu ihm hinuntergestiegen, obwohl jeder Schritt auch ihn hätte in die Tiefe reißen können.

„Bleib ruhig“, hatte er gesagt.

Giovanni hatte damals geglaubt, er würde sterben. Gotthold hatte das nicht zugelassen. Seit jenem Tag wusste Giovanni, dass es Menschen gab, denen man sein Leben anvertrauen konnte. Gotthold war einer von ihnen.

Später, wenn sie gemeinsam am Feuer gesessen hatten, hatte Gotthold oft von Deutschland gesprochen. Von Höfen, die leer standen, von Land, das wieder fruchtbar gemacht werden musste.

„Ein Mann braucht nicht viel“, hatte er einmal gesagt. „Ein Stück Land, auf dem er stehen kann. Und Menschen, für die es sich lohnt, morgens aufzustehen.“

Giovanni hatte darüber gelacht. Damals hatte er nicht gewusst, dass er sich Jahre später an jedes einzelne Wort erinnern würde.

„Danke“, sagte er jetzt.

Er wandte sich um. Doch diesmal ging er nicht langsam. Er zog den Handwagen an. Schneller. Immer schneller. Maria bemerkte es sofort.

„Was ist?“

Giovanni antwortete nicht gleich. Er musste erst den Gedanken fassen, der in ihm aufgestiegen war.

„Gotthold.“

Maria sah ihn an.

„Was ist mit ihm?“

Giovanni blieb stehen.

„Er war hier.“

Maria trat näher.

„Bist du sicher?“

„Elisabeth erinnert sich an seinen Namen. Gotthold Schmied.“

Ein Lächeln erschien auf Giovannis Gesicht. Es war kein fröhliches Lächeln. Eher das ungläubige Lächeln eines Menschen, der nach langer Zeit plötzlich wieder Hoffnung schöpft.

„Er lebt“, sagte er.

„Das wissen wir nicht“, erwiderte Maria leise.

Giovanni sah sie an.

„Aber er war vor einem Vierteljahr hier. Das reicht mir.“

Chiara hatte das Gespräch mitgehört.

„Wer ist Gotthold?“

Giovanni wandte sich zu ihr.

„Ein Freund.“

Er schwieg kurz.

„Ein Mann, dem ich mein Leben verdanke.“

Maria sah ihn überrascht an. Sie kannte die Geschichte, doch die Jahre hatten vieles davon zu einer fernen Erinnerung werden lassen.

„Der Mann, den wir in Disentis gesucht haben?“

Giovanni nickte.

„Seine Eltern sagten uns, er sei nach Teutschland gegangen. Aber wir wussten nicht, wohin.“

Franz-Carl, der ihnen inzwischen gefolgt war, schwieg einen Augenblick. Dann sagte er:

„Dann habt Ihr vielleicht mehr Glück, als Ihr denkt.“

Giovanni sah ihn an.

„Warum?“

„Mein Sohn hat mir von Dradomow erzählt.“

Giovanni wartete.

„Carl hat gehört, dass man in der Lausitz, insbesondere in dem sehr dezimierten Dradomow, gezielt nach Leuten sucht, die bereit sind, verlassene Höfe wieder zu bewirtschaften. Besonders nach Bauern aus der Schweiz.“

Giovanni hob den Kopf.

„Aus der Schweiz?“

„Ja. Fleißige Leute, die sich mit Vieh und Ackerbau auskennen. Die Obrigkeit will, dass das Land wieder genutzt wird. Dafür werden Ansiedler angeworben.“

Giovanni sah Maria an. Nun fügte sich etwas zusammen.

„Und die Familie Schmied?“

Franz-Carl nickte langsam.

„Gotthold wusste davon. Er hatte einen guten Grund, nach Dradomow zu gehen.“

Giovanni spürte, wie sein Herz schneller schlug.

„Du meinst, er könnte dort sein?“

„Ich meine, dass er nicht ohne Ziel nach Teutschland gegangen sein muss. Vielleicht wusste er genau, wohin er wollte.“

Giovanni sah auf den Weg, der vor ihnen lag. Dradomow. Bis zu diesem Augenblick war es nur der Name eines unbekannten Ortes gewesen. Nun bekam er eine andere Bedeutung. Vielleicht war Gotthold dort. Vielleicht Carl Lehmann. Vielleicht gab es dort tatsächlich Höfe, die auf Menschen warteten, die bereit waren, sie wieder urbar zu machen. Und vielleicht hatte Gotthold denselben Weg eingeschlagen, den Giovanni nun vor sich hatte. Zum ersten Mal seit Langem fühlte sich die Reise nicht mehr wie ein Schritt ins Ungewisse an. Sie hatte eine Richtung.

„Dann gehen wir nach Dradomow“, sagte Giovanni.

Maria lächelte.

„Du hast die Entscheidung bereits getroffen.“

„Ja.“

„Und wenn Gotthold nicht dort ist?“

Giovanni legte beide Hände um den Griff des Handwagens.

„Dann suchen wir weiter.“

Elisabeth war inzwischen wieder vor die Herberge getreten.

„Wartet.“

Sie verschwand noch einmal im Haus und kehrte mit einem kleinen, sorgfältig verschnürten Päckchen zurück.

„Das ist für Gotthold Schmied“, sagte sie. „Das andere für meinen Sohn.“

Giovanni nahm es entgegen. Das Päckchen war kaum größer als seine Hand. Er betrachtete die Schnur.

„Ich bringe es ihm.“

Elisabeth sah ihm lange in die Augen.

„Versprecht Ihr es?“

Giovanni dachte an die Felsen zurück. An Gottholds Hand, die sich um seinen Arm geschlossen hatte. An den Mann, der sein eigenes Leben riskiert hatte, um seines zu retten.

„Bei meinem Leben.“

Elisabeth nickte.

„Dann weiß ich, dass es ankommen wird.“

Sie wandte sich Maria und den Kindern zu.

„Und passt aufeinander auf.“

Maria nahm ihre Hand.

„Das werden wir.“

Franz-Carl trat ebenfalls hinzu.

„Wenn Ihr Gotthold findet, grüßt ihn von uns.“

Giovanni nickte.

„Das werden wir.“

Er steckte das kleine Päckchen vorsichtig ein. Dann setzte sich der Handwagen wieder in Bewegung. Vor ihnen lag der lange Weg nach Dradomow.

Giovanni zog den Wagen mit kräftigen Schritten hinter sich her. Zum ersten Mal seit Langem fühlte sich die Reise nicht mehr wie eine Flucht an. Sie hatte ein Ziel bekommen.

Ein Ziel mit Namen: Dradomow, Carl Lehmann und Gotthold Schmied.

Die ersten Stunden ihrer Reise verliefen schweigend. Die Kinder saßen erschöpft auf dem Wagen. Maria ging neben ihnen. Giovanni zog das Gefährt über den Weg, der sich durch die Winterlandschaft schlängelte. Immer wieder dachte er an Elisabeths Worte. Lausitz. Dradomow. Gotthold. Carl Lehmann. Es war merkwürdig, wie ein einzelner Name plötzlich eine ganze Zukunft verändern konnte. Noch vor wenigen Monaten hatte Giovanni geglaubt, sein Leben würde in Lavertezzo enden, so wie es für seine Eltern und Großeltern begonnen hatte. Er hatte nie ernsthaft daran gedacht, die Berge zu verlassen. Dann war der Sturm gekommen. Die leere Vorratskammer. Die Angst um seine Kinder. Die Flucht. Und nun lag vor ihm ein Land, das er kaum kannte. Ein Land, das vom Krieg verwüstet worden war und dennoch wieder aufstand.

Giovanni blieb stehen. Vor ihnen lag eine weite Ebene. Kein vertrautes Bergmassiv begrenzte den Horizont. Keine steilen Felsen ragten über ihnen auf. Zum ersten Mal seit ihrer Abreise aus den Ennetbirgischen Vogteien fühlte Giovanni, wie klein die Welt seiner Heimat gewesen war.

„Papa“, sagte Matteo.

Giovanni drehte sich um.

„Was ist?“

„Sind wir jetzt wirklich in Teutschland?“

Giovanni sah über die Landschaft.

„Ja.“

„Und ist es hier besser?“

Giovanni musste lächeln.

„Das werden wir herausfinden.“

Der Winter war langsam gewichen. Die Fontanas zogen weiter nach Norden und Osten. Sie mieden größere Straßen, wo immer es möglich war, denn Giovanni hatte gelernt, dass Reisende auf den wichtigen Verkehrswegen schneller auffielen. Sie schliefen in Scheunen, bei Bauern und gelegentlich in einfachen Herbergen. Manchmal erhielten sie eine warme Mahlzeit. Manchmal mussten sie sich mit Brot, Käse und dem zufriedengeben, was Maria aus ihren letzten Vorräten zubereiten konnte. Doch die schlimmste Gefahr schien hinter ihnen zu liegen. Mit jedem Tag wurde der Weg leichter.

In den Bergen schmolz der letzte Schnee. Bäche traten über ihre Ufer. Auf den Feldern erschien erstes Grün. Und eines Morgens entdeckte Chiara eine Blüte am Wegrand.

„Mama!“

Maria blieb stehen.

„Was hast du?“

Chiara kniete sich hin und zeigte darauf. Eine kleine Blume hatte sich durch das braune Gras gekämpft.

Maria lächelte.

„Der Frühling.“

Giovanni betrachtete seine Tochter.

„Dann hat die Welt beschlossen, uns willkommen zu heißen.“

Je weiter sie kamen, desto häufiger begegneten ihnen Menschen, die selbst unterwegs waren: Bauern mit Wagen, Handwerker, Familien, einzelne Männer, die nach Arbeit suchten. Menschen, die aus zerstörten Dörfern kamen und hofften, irgendwo einen neuen Anfang zu finden.

Giovanni erkannte bald, dass seine Familie nicht allein war. Europa war in Bewegung. Der Krieg hatte Grenzen verschoben, Dörfer entvölkert und Familien auseinandergerissen. Nun, da die Waffen schwiegen, begann eine andere Bewegung. Manche Menschen kehr-

ten zurück, andere suchten neue Orte. Vielerorts wurden Höfe, Felder und Werkstätten wieder gebraucht.

Die Lausitz erschien Giovanni immer weniger wie ein fernes Versprechen, eher wie eine Möglichkeit.

Eines Abends saß die Familie an einem kleinen Feuer. Maria teilte das Brot. Luca war eingeschlafen. Chiara und Matteo stritten leise darüber, wer am nächsten Morgen den Handwagen ziehen durfte. Giovanni machte sich ganz andere Gedanken.

Er nahm das Päckchen aus seiner Tasche.

Das für Carl Lehmann.

Er betrachtete es im Feuerschein.

„Was denkst du?“, fragte Maria.

„Dass uns dieses kleine Päckchen vielleicht weitergebracht hat als jede Karte.“

Maria lächelte.

„Und Gotthold?“

Giovanni sah in die Flammen.

„Ich glaube, dass wir ihn finden werden.“

„Warum?“

„Weil wir uns jetzt nicht mehr zufällig bewegen.“

Maria runzelte die Stirn.

„Was meinst du?“

„Wir suchen einen Ort. Einen Mann. Und eine Zukunft.“

Er blickte zu seinen schlafenden Kindern.

„Das ist mehr, als wir am Anfang hatten.“

Als der Frühling endgültig Einzug hielt, veränderte sich die Landschaft vor ihren Augen. Die Wälder wurden grün. Auf den Wiesen standen die ersten Blumen. Vögel nisteten in den Bäumen, und auf den Feldern begannen Bauern mit den Arbeiten, die nach dem Winter keinen Aufschub duldeten. Giovanni beobachtete sie aufmerksam. Er sah Männer, die Äcker pflügten. Andere reparierten Zäune. Wieder andere errichteten Mauern aus Holz und Stein. Überall war Arbeit. Und überall fehlten Hände.

„Vielleicht hatte Elisabeth recht“, sagte Maria.

Giovanni nickte.

„Vielleicht.“

KAP. 4

AUF DEM WEG NACH DRADOMOW

Im Frühjahr 1649 war der Krieg vorbei. Zumindest behaupteten es die Männer, die Verträge unterschrieben hatten. Am 24. Oktober des vergangenen Jahres hatten die Gesandten des Heiligen Römischen Reiches, Frankreichs und Schwedens in Münster ihre Namen unter den Westfälischen Frieden gesetzt. Dreißig Jahre lang hatte Europa gebrannt. Nun waren die Siegel angebracht, die Urkunden verschlossen und die Waffen zum Schweigen gebracht worden. Doch Giovanni Fontana wusste, dass ein Krieg nicht endete, nur weil ein Stück Pergament es befahl. Der Krieg war noch da.

Er lag in den ausgebrannten Häusern am Weg. In den leeren Dörfern. Auf den Feldern, die niemand mehr bestellte. In den Gesichtern der Männer, die heimkehrten und feststellen mussten, dass ihre Familien verschwunden waren. Und er lag im Magen seiner Kinder.

Giovanni zog den Handwagen über den aufgeweichten Weg. Die Räder hatten sich mit Lehm zugesetzt. Jeder Schritt erforderte Kraft. Hinter ihm hustete Maria.

„Wir brauchen Wasser.“

Giovanni blieb stehen. Vor ihnen führte der Weg zwischen hohen Bäumen hindurch. Irgendwo musste ein Bach sein. Er hörte nichts, doch nach einigen Augenblicken sah er zwischen den Stämmen einen schmalen Streifen glitzernden Wassers. Die Kinder liefen los.

„Nicht rennen!“, rief Maria.

KAP. 19

EIN LETZTES KAPITEL

Theodor blieb noch einen Augenblick auf der Bank sitzen.

Vor ihm lag der Hof in der Abendsonne. Die alten Gebäude standen nicht mehr so da, wie er sie als junger Mann kennengelernt hatte. Von dem einstigen Vierseitenhof war wenig geblieben. Doch aus seinen Mauern, aus Holz, Stein und unzähligen Stunden Arbeit war etwas Neues entstanden.

Etwas, das er ursprünglich nicht besitzen wollte und das dennoch sein Lebenswerk war.

Er betrachtete das neue Dach, die sauber gehaltenen Wege und den Garten, in dem Theresa so viele Jahre gearbeitet hatte. Für einen Moment schien alles stillzustehen.

Dann wanderte sein Blick zur anderen Seite des Hofes. Dort herrschte eine große Unordnung. Alles wirkte achtlos abgestellt und sich selbst überlassen. Für Theodor war das noch kein Zeichen des Verfalls, sondern vielmehr Ausdruck von Gleichgültigkeit – und genau das konnte er kaum ertragen.

Er stand auf, ging langsam über den Hof auf Theresa zu und sprach sie schließlich auf seinen Unmut an.

„Du solltest dich da heraushalten“, hatte Theresa gesagt.

Er hatte sie angesehen, als hätte er ihre Worte nicht verstanden.

„Der Hof gehört dir nicht“, hatte sie hinzugefügt. „Und du hast hier nichts zu sagen.“

Nun wusste Theodor, dass sie recht hatte.

Vielleicht war das das Bitterste daran.

Er blieb vor dem Tor stehen und sah ein letztes Mal zurück. Fünfzig Jahre seines Lebens lagen hinter ihm. Fünfzig Jahre, in denen er geglaubt hatte, etwas bewahren zu können, das schon vor ihm viele Hände getragen hatten.

Aber der Hof hatte ihm nie gehört.

Vielleicht gehörte er überhaupt niemandem.

Vielleicht gehörte er nur denen, die nach ihm kommen würden.

Theodor nahm seinen Hut ab, strich einmal darüber und setzte ihn wieder auf.

Dann ging er.

Hinter ihm blieb der Hof zurück.

Und mit ihm eine Geschichte, die mehr als vierhundert Jahre zuvor mit einem Mann begonnen hatte, der im November 1648 seine Heimat verlassen musste, um seine Familie zu retten.

*

Als Theodor Theresa kennenlernte, ahnte er nicht, dass diese Frau sein Leben verändern würde. Er wusste zunächst nur eines ganz sicher: Er liebte sie. Und gerade deshalb begann ihm mit der Zeit etwas Angst zu machen, das zunächst gar nicht zwischen ihnen zu stehen schien – der Hof.

Es war nicht seine Größe, die ihn abschreckte, und auch nicht allein die Arbeit, die dort auf ihn wartete. Es war vielmehr das, was dieser Hof bedeutete. Für Theodor war er kein gewöhnlicher Besitz, sondern ein Versprechen, das bereits vor seiner Zeit gegeben worden war und das nun, ohne dass er darum gebeten hatte, auf ihn überzugehen drohte. Denn ein Versprechen, das man einmal gab, war nicht leicht wieder zurückzunehmen. Man musste es halten, auch wenn sich das eigene Leben inzwischen in eine ganz andere Richtung entwickelt hatte.

Und dieses Versprechen würde nicht nur Theresa gelten. Es würde auch ihren Vorfahren gelten – Giovanni, Luca und all jenen Men-

schen, die vor ihnen auf diesem Hof gelebt, gearbeitet, gehofft und gelitten hatten. Menschen, die ihre Kräfte in dieses Stück Erde gelegt und es von einer Generation an die nächste weitergegeben hatten. Theodor wusste, dass er mit Theresa nicht nur eine Frau lieben würde. Er würde, wenn er bei ihr blieb, auch einen Teil ihrer Geschichte übernehmen müssen.

Der Hof selbst schien diese Geschichte zu bewahren. Die Gebäude standen dicht beieinander und schlossen den Hofplatz von vier Seiten ein, so wie es seit Generationen gewesen war. Doch der Zahn der Zeit war nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Die Dächer waren undicht, manche Balken morsch geworden, und in den Ställen hing der schwere Geruch von feuchtem Holz und altem Stein. An einigen Mauern zogen sich Risse entlang, die von Jahr zu Jahr länger zu werden schienen. Nichts daran war schön, wenn man es mit den Augen eines Menschen betrachtete, der von einem anderen Leben träumte.

Theodor sah all das.

Theresa sah etwas anderes.

Für sie war dieser Hof kein verfallendes Anwesen, sondern ihr Zuhause. Zwischen diesen Mauern lagen ihre Kindheit, ihre Erinnerungen und all die Geschichten, die sie von ihrer Familie gehört hatte. Jeder Stall, jeder Weg über den Hof, jeder Baum und jeder Winkel schien für sie einen Namen und eine Vergangenheit zu besitzen. Wo Theodor bröckelnden Putz sah, sah Theresa die Spuren der Menschen, die hier vor ihr gelebt hatten. Wo er Reparaturbedarf sah, erkannte sie Vertrautes.

Eines Abends standen sie gemeinsam auf dem Hof. Die Dämmerung hatte sich bereits über die Gebäude gelegt, und nur der Wind strich leise durch die Bäume.

„Ich möchte hier bleiben“, sagte Theresa schließlich.

Theodor blickte über den Hof. Eine Weile antwortete er nicht. Sein Blick blieb an dem alten Dach der Scheune hängen, dessen loses Stroh der Wind bewegte.

„Und ich möchte hier nicht alt werden“, sagte er dann.

Theresa schwieg.

Vielleicht ahnte sie bereits in diesem Augenblick, dass ihr gemeinsames Leben zwischen diesen beiden Sätzen seinen Platz finden musste. Zwischen ihrem Wunsch, das zu bewahren, was ihr Heimat bedeutete, und seinem Wunsch nach einem anderen, leichteren Leben.

Theodor hatte sich dieses andere Leben schon oft vorgestellt. Er dachte an eine Wohnung irgendwo im Spreewald, vielleicht in Cottbus. An ein Zuhause mit einer Heizung, die funktionierte, ohne dass man zuvor Kohlen schleppen musste. An ordentliche, trockene Räume, in denen nicht jeder Handgriff an eine längst vergangene Zeit erinnerte. Er dachte an Sonntage, die tatsächlich Sonntage waren – Tage, an denen man ausschlafen konnte, einen Spaziergang machte und nicht schon am frühen Morgen überlegen musste, was auf dem Hof dringend erledigt werden musste.

Schließlich einigten sie sich auf einen Kompromiss. Noch einige Monate wollten sie auf dem Hof bleiben. Danach wollten sie sich zusammensetzen und gemeinsam entscheiden, wie es weitergehen sollte.

Es gab sogar eine konkrete Möglichkeit. Im Spreewald sollte er ein Haus mit einem großen Grundstück erben. Ja, auch dort würde viel Arbeit auf ihn warten. Für Theodor war es trotzdem mehr als nur ein Angebot. Es war eine wirkliche Chance auf den Neuanfang, den er sich wünschte. Ein Ort, an dem Theresa und er gemeinsam leben konnten, ohne ständig gegen die Vergangenheit ankämpfen zu müssen.

Theodor glaubte an diese Vereinbarung. Für ihn war sie ein Plan.

Doch Pläne verlieren manchmal ihre Bedeutung, wenn niemand darauf besteht, dass sie verwirklicht werden.

Die Monate vergingen. Aus Monaten wurde ein Jahr. Dann kam ein weiteres hinzu. Der Hof stand noch immer dort, unverändert und geduldig, als hätte er nie etwas anderes erwartet. Theresa blieb. Und Theodor blieb ebenfalls.

Mit jedem weiteren Jahr wurde aus dem vorübergehenden Aufenthalt etwas Dauerhaftes. Nur ausgesprochen hatte es noch niemand.

Schließlich suchte Theodor das Gespräch. Seine Stimme blieb ruhig, als er sagte:

„Wir hatten doch gesagt, dass wir uns das noch einmal ansehen.“

Theresa sah ihn an. Einen Augenblick lang sagte sie nichts. Dann antwortete sie leise:

„Ich kann den Hof nicht verlassen.“

Mehr musste sie nicht sagen.

In diesem Moment begriff Theodor, dass die Entscheidung längst gefallen war. Nur hatte niemand sie ihm mitgeteilt. Vielleicht war sie auch nicht an einem bestimmten Tag gefallen. Vielleicht hatte sie sich ganz allmählich ergeben – aus jedem weiteren Jahr, jeder kleinen Reparatur, jedem gemeinsamen Arbeitstag und aus Theresas unbeirrbarer Verbundenheit mit diesem Ort.

Theodor ging hinaus.

Auf dem Hof war es inzwischen dunkel geworden. Nur aus dem Küchenfenster fiel ein schmaler Lichtschein auf das Pflaster. Irgendwo schlug eine Tür, dann wurde es wieder still.

Er dachte an das Haus im Spreewald. An Cottbus. An die Wohnung, die er sich vorgestellt hatte, an die Wärme einer funktionierenden Heizung und an ein Leben, in dem die Arbeit nicht schon beim Aufstehen auf ihn wartete.

Und zum ersten Mal begriff er etwas, das ihm bis dahin vielleicht nicht bewusst gewesen war: Ein Mensch konnte sein eigenes Leben

verlieren, ohne dass es ihm jemand nahm. Manchmal genügte es, dass ein anderer Mensch stehen blieb.

Theodor hätte gehen können. Vielleicht wäre das sogar der einfachere Weg gewesen.

Doch er wollte nicht gehen.

Als er sich umdrehte, stand Theresa neben ihm. Für einen Moment sah er sie nur an. Dann dachte er an seine Kinder. An das gemeinsame Leben, das sie bereits begonnen hatten, und an alles, was noch vor ihnen lag.

Theresa nahm ihn in die Arme.

„Wir können es uns hier auch schön machen“, sagte sie.

Theodor schwieg lange. Dann legte er den Arm um sie.

„Dann bleibe ich.“

Es war kein Versprechen, das er leichtfertig gab. Es war eine Entscheidung.

Und vielleicht war es die Entscheidung, die den Rest seines Lebens bestimmen sollte.

Theodor wurde kein Bauer. Er hatte nie Bauer werden wollen. Doch der Hof fragte nicht danach, was ein Mensch werden wollte. Der Hof stellte seine eigenen Fragen – Was musste getan werden? Und auf diese Frage gab es nur eine Antwort.

Also kümmerte sich Theodor um die Bullen. Er half bei der Ernte, schleppte Säcke und Futter, reparierte, was kaputt ging, und organisierte, was organisiert werden musste. Er stand früh auf, wenn andere noch schliefen, und kam abends müde nach Hause. Mit der Zeit lernte er die Abläufe des Hofes kennen, auch wenn er nie das Gefühl hatte, wirklich Bauer geworden zu sein.

Der Hof wurde nicht zu seinem Traum.

Aber er wurde zu seinem Leben.

Und so verging ein Jahr nach dem anderen. Theodor gewöhnte sich an die Arbeit, an die Verantwortung und an den Rhythmus, den der Hof vorgab. Was zunächst wie eine vorübergehende Entscheidung ausgesehen hatte, wurde langsam zur Wirklichkeit seines Lebens. Jahr für Jahr. Arbeitstag für Arbeitstag.

Und während Theodor glaubte, den Hof nur für Theresa und die Kinder zu erhalten, wurde er selbst längst ein Teil jener langen Geschichte, die an diesem Ort vor ihm begonnen hatte.

Mit der Zeit wurde aus dem Mann, der eigentlich weg gewollt hatte, einer jener Menschen, ohne die der Hof nicht mehr funktionierte. Theodor gewöhnte sich an die Arbeit, an den Geruch von Heu und feuchter Erde, an den Schlamm unter den Schuhen und an die Maschinen, die ausgerechnet dann versagten, wenn man sie am dringendsten brauchte. Er lernte, mit den täglichen Widrigkeiten zu leben, Probleme nicht lange zu beklagen, sondern sie anzupacken und irgendwie zu lösen. Doch an eines gewöhnte er sich nie: an das leise, hartnäckige Gefühl, dass dies eigentlich nicht sein Leben sein sollte.

Die Jahre gingen vorüber, und während Theodor älter wurde, veränderte sich auch der Hof. Genauer gesagt: Er verlor Stück für Stück das Gesicht, das er einmal gehabt hatte. Alter und Witterung hinterließen immer deutlichere Spuren an den alten Stall- und Wirtschaftsgebäuden. Die Mauern bröckelten, Dächer wurden undicht, Balken morsch. Was einst selbstverständlich zum Hof gehört hatte, wurde zur Last, die sich irgendwann nicht mehr tragen ließ. Ein Gebäude nach dem anderen musste weichen. Mit jedem Abriss verschwand ein Stück der alten Hofanlage, und dort, wo früher Leben, Arbeit und Vieh den Alltag bestimmt hatten, entstanden zunächst leere Flächen.

Doch mit dem Ende des Alten begann zugleich etwas Neues. Was nicht mehr zu retten war, machte Platz für Gebäude, die den Anforderungen der kommenden Jahre gerecht werden sollten. Nach und nach entstand auf den freien Flächen eine neue Hofanlage – Stein auf Stein, mit Bedacht geplant und für die Zukunft gebaut. Theodor

beobachtete diese Veränderungen nicht mehr nur mit dem Blick des Mannes, der irgendwann einmal hatte fortgehen wollen. Irgendwann hatte sich etwas in ihm verschoben. Er hatte den Hof nicht ausgesucht, und er hatte ihn sich nicht als Lebensaufgabe gewünscht. Aber nun war er da. Und wenn er schon hierblieb, dann wollte er wenigstens versuchen, etwas daraus zu machen.

Dann kam die Wende.

Die Welt, in der Theodor jahrzehntelang gelebt hatte, veränderte sich innerhalb weniger Monate. Grenzen verschwanden, Regeln änderten sich, Sicherheiten lösten sich auf. Was gestern noch unmöglich erschienen war, wurde plötzlich denkbar. Für viele bedeutete diese Zeit vor allem Unsicherheit. Für Theodor aber lag darin auch eine Möglichkeit. Vielleicht, dachte er, war nun die Zeit gekommen, den Hof mit anderen Augen zu sehen und ihm eine neue Zukunft zu geben.

Er hatte eine Idee: eine Pension.

Theresa war zunächst alles andere als begeistert. Doch Theodor ließ den Gedanken nicht mehr los. Wenn Gäste kamen, konnte Geld verdient werden. Wenn Geld verdient wurde, konnte man das Wohnhaus erneuern. Und wenn das Wohnhaus erneuert wurde, dann hatte vielleicht nicht nur das Haus, sondern der ganze Hof eine Zukunft.

Also nahm Theodor Papier und Bleistift.

Er brauchte keinen Architekten, um anzufangen. Er zeichnete selbst. Zuerst einen Raum, dann den nächsten. Türen, Fenster, Leitungen, Wege und Arbeitsabläufe. Dabei dachte er nicht nur darüber nach, wie etwas aussehen sollte. Ihn interessierte vor allem, wie es funktionieren musste. Wo sollte jemand eintreten? Wie sollten die Räume miteinander verbunden sein? Wo musste eine Leitung verlaufen? Was musste praktisch und dauerhaft sein? Die erste Skizze wurde verworfen, die zweite ebenfalls. Die dritte blieb zunächst liegen. Am nächsten Morgen setzte er sich wieder hin und zeichnete weiter.

Aus einer Idee wurde ein Plan, aus dem Plan eine Baustelle.

Nach und nach kam Material auf den Hof: Paneele, Fliesen, Tapeten, Mauersteine, Kanthölzer und Bretter. Theodor nahm immer mehr selbst in die Hand. Er verlegte Böden, baute Wände, tapezierte, plante und baute die Theke, fertigte die Garderobe und entwarf und errichtete die Sommerküche. Was für andere die Arbeit von Handwerkern gewesen wäre, wurde für ihn zum Alltag. Er konnte nicht alles selbst perfekt beherrschen, aber er wusste, was er wollte, und er fand Wege, es umzusetzen.

Und langsam veränderte sich der Hof.

Zum ersten Mal begannen die Gebäude, die jahrzehntelang vor allem Geld verschlungen hatten, Geld zu erwirtschaften. Theodor betrachtete die ersten Einnahmen nicht wie ein Geschäftsmann, der seinen Gewinn berechnete. Für ihn bedeuteten sie etwas anderes. Sie waren der Beweis, dass seine Idee funktionieren konnte. Dass aus etwas, das lange Zeit nur Last gewesen war, tatsächlich etwas entstehen konnte.

Das Geld blieb deshalb nicht in seiner Tasche. Es floss zurück in das Haus. Neue Fenster wurden eingebaut, Räume erneuert, Leitungen verlegt, Böden gemacht. Immer weiter. Ein Schritt führte zum nächsten, und jeder Fortschritt gab Theodor die Kraft, weiterzumachen.

Denn die Pension war für ihn niemals das eigentliche Ziel gewesen. Sie war ein Werkzeug. Ein Mittel, um den Hof zu retten, das Wohnhaus zu erneuern und etwas zu schaffen, das Bestand haben konnte. Er wollte nicht einfach Geld verdienen. Er wollte aus dem, was ihm das Leben vor die Füße gelegt hatte, etwas Tragfähiges machen.

Und tatsächlich blieb etwas.

Wo früher Verfall gewesen war, lebten nun mehrere Generationen unter einem Dach und auf demselben Hof. Wenn Theodor am Abend über das Gelände ging, sah er Fenster, hinter denen Licht brannte. Er hörte Stimmen, Kinder, Erwachsene, Lachen. Manchmal blieb er stehen und schaute hinauf. Dann wusste er, wofür er all die Jahre gearbeitet hatte.

Oder glaubte es zumindest.

Viele Jahre später fiel ein Satz. Nur ein Satz. Doch manchmal braucht es nicht mehr als wenige Worte, um ein ganzes Leben infrage zu stellen.

Theodor hörte, er habe die Umgestaltung eigenmächtig vorgenommen. Theresa habe sie nie gewollt.

Zunächst sagte er nichts. Was hätte er auch sagen sollen? Hat das neue Projekt Geld eingebracht? Ist dieses Geld wieder in das Wohnhaus geflossen? Dass er die Pläne selbst gezeichnet und einen großen Teil der Arbeiten eigenhändig ausgeführt hatte? Dass ohne diese Einnahmen vieles von dem, was inzwischen selbstverständlich geworden war, niemals hätte entstehen können?

Er hätte all das sagen können. Und vielleicht wäre es sogar richtig gewesen, es zu sagen. Doch darum ging es ihm längst nicht mehr. Was ihn wirklich traf, war etwas anderes: Theresa schien nicht zu verstehen, warum er seine Kraft all die Jahre in diesen Hof investiert hatte.

Für sie war es vielleicht ein Bauwerk. Für ihn war es ein Versprechen.

Ein Versprechen an Theresa und an die Menschen, die vor ihr auf diesem Hof gelebt hatten. Er wollte, dass der Hof wieder zu dem wurde, was er einmal gewesen war: schön, lebendig und wirtschaftlich erfolgreich. Er wollte etwas von dem zurückholen, was seine Vorfahren geschaffen hatten, und zugleich dafür sorgen, dass der Hof eine Zukunft bekam.

Er hatte nie gegen Theresa gebaut. Alles, was er getan hatte, war für sie gedacht gewesen – für sie, für ihre Familie und für das Erbe ihrer Vorfahren. Er wollte den Hof nicht verändern, um ihn zu seinem Hof zu machen. Er wollte ihn bewahren, ihn wieder schön und lebendig machen und ihm die wirtschaftliche Stärke zurückgeben, die er einst besessen hatte.

Und dann, irgendwann, fiel unter anderem dieser Satz, so laut und deutlich, dass ihn niemand auf dem ganzen Hof überhören konnte:

„Dir gehört auf dem Hof doch gar nichts.“

Theodor wusste, warum dieser Satz gefallen war. Die Beweggründe waren niederträchtig und keiner weiteren Erwähnung wert.

Theodor schwieg.

Natürlich gehörte ihm der Hof rechtlich nicht. Das Grundbuch würde seinen Namen nicht nennen. Er wusste das. Aber während er diese Worte hörte, sah er vor seinem inneren Auge etwas ganz anderes: die Wände, die Böden, die Räume und Gebäude. Er sah seine Hände. Hände, die Fliesen gelegt, Bretter getragen, Wände verputzt und Paneele angebracht hatten. Hände, die Pläne gezeichnet hatten, wenn andere längst schliefen. Hände, die immer wieder angepackt hatten, wenn irgendwo etwas nicht funktionierte.

Ein Grundbuch konnte Eigentum beweisen. Aber es konnte keine Arbeit beweisen. Es konnte keine schlaflosen Nächte sichtbar machen, keine Entscheidungen, keine Opfer und keine Jahre. Es konnte nicht zeigen, wie viel Kraft ein Mensch in einen Ort gesteckt hatte, nur weil er irgendwann beschlossen hatte, nicht mehr davor davonzulaufen, sondern etwas aus ihm zu machen.

Und dann kamen weitere Geschichten hinzu. Schmutzige Wäsche, die gar nicht vorhanden war. Dinge, die Theodor angeblich gesagt oder getan haben sollte. Er hörte davon und wusste sofort: Das hatte er nie gesagt. Nicht so. Nicht in diesen Worten und schon gar nicht mit diesem Inhalt. Es passte nicht zu ihm. Vor allem aber passte es nicht zu dem, was er tatsächlich gewollt hatte.

Denn Theodor hatte längst an die nächste Generation gedacht. An seine Kinder, an seine Enkel und an das, was nach ihm kommen sollte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man das Grundstück direkt den Enkeln übertragen können. Er hatte nie versucht, alles an sich zu reißen. Im Gegenteil. Er hatte versucht, etwas weiterzugeben.

Vielleicht war genau das die bitterste Ironie seines Lebens.

Er hatte Jahrzehnte in einen Ort investiert, der ihm rechtlich nicht gehörte. Er hatte dort gearbeitet, obwohl er ursprünglich ganz woanders leben wollte. Er hatte gebaut, obwohl sein erster Gedanke gewesen war, fortzugehen. Er hatte erhalten und erneuert, weil er irgendwann an eine gemeinsame Zukunft glaubte.

Und am Ende musste er hören, dass all das nicht ihm gehörte.

Vielleicht stimmte das sogar.

Vielleicht hatte der Hof tatsächlich nie Theodor gehört.

Aber etwas anderes konnte ihm niemand nehmen: die Jahre, die Arbeit, die Entscheidungen, die Kraft, die Zeit und die Spuren seiner Hände. Sie waren überall. In den Wänden, unter den Böden, hinter den Türen, in den Gebäuden und in jedem Raum, der irgendwann einmal als einfache Zeichnung auf einem Stück Papier begonnen hatte.

Der Hof hatte Theodor nie gehört.

Aber Theodor hatte einen Teil seines Lebens in ihn hineingebaut.

Und deshalb war der Abschied so schwer – ein Abschied, den er nicht mehr abwenden konnte. Nicht, weil er ein Stück Land verlor. Nicht, weil ihm ein Gebäude genommen wurde. Sondern weil er sich von einem Leben verabschieden musste, das er am Anfang gar nicht hatte führen wollen.

Ein Leben, das ihm zunächst aufgezwungen schien. Ein Leben, gegen das er sich lange gewehrt hatte. Ein Leben, von dem er geglaubt hatte, irgendwann wieder fortgehen zu können.

Und ausgerechnet dieses Leben war am Ende zu seinem Lebenswerk geworden.

Vita

Wolfgang Berg wurde 1944 in Burg im Spreewald geboren und verbrachte dort seine Kindheit und Jugend. Die einzigartige Landschaft des Spreewaldes, ihre Menschen und die Geschichten dieses besonderen Ortes prägten ihn von früh an und begleiteten ihn durch sein ganzes Leben.

Nach seiner beruflichen Laufbahn als Kaufmann widmete er sich zunehmend seinen großen Leidenschaften: der Musik und dem Schreiben. Seit vielen Jahren ist er musikalisch aktiv. Bei seinen Lesungen verbindet er beides miteinander und lässt seine Texte gelegentlich durch eigene musikalische Beiträge lebendig werden.

Als Autor beschäftigt er sich vor allem mit menschlichen Schicksalen, Erinnerungen und den Spuren vergangener Zeiten. Persönliche Begegnungen und die Erfahrungen eines langen Lebens sind dabei wichtige Quellen seiner Inspiration.

In seinen Büchern verbindet Wolfgang Berg historische Ereignisse und persönliche Schicksale mit lebendigen Figuren und emotionalen Momenten. Dabei möchte er nicht nur unterhalten, sondern auch Erinnerungen bewahren und vergangene Lebenswelten für heutige Leser wieder erlebbar machen.

Mit Fantasie, Lebenserfahrung und einem besonderen Gespür für die Menschen hinter den Geschichten nimmt er seine Leser mit auf eine Reise durch vergangene Zeiten – voller Höhen und Tiefen, Begegnungen und Schicksale.

